

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand



MAX-PLANCK-INSTITUT
FÜR DEMOGRAFISCHE
FORSCHUNG



ROSTOCKER ZENTRUM ZUR
ERFORSCHUNG DES DEMOGRAFISCHEN
WANDELS

Editorial

Fokus auf Familie

Das Alter, in dem Frauen ihre Kinder gebären, ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland ebenso wie in vielen anderen europäischen Ländern stark angestiegen. Diese Verschiebung der Geburten in höhere Altersstufen verzerrt die typischerweise publizierte „zusammengefasste Geburtenziffer“, welche häufig als „erwartete Anzahl der Kinder pro Frau“ interpretiert wird.

Gleich zwei Studien von Wissenschaftlern des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, dem Vienna Institute of Demography und dem Statistischen Bundesamt befassen sich in der vorliegenden Ausgabe von *Demografischer Forschung Aus Erster Hand* mit diesem als „Tempoeffekt“ bezeichneten Phänomen.

So zeigt eine der beiden Studien unter anderem, dass dieser Anstieg des Gebäralters ein entscheidender Faktor für den massiven Geburtenrückgang nach der Wende in den fünf neuen Bundesländern war. Ein bemerkenswertes Ergebnis der anderen Studie ist, dass die Geburtenraten in Ostdeutschland weniger stark als bisher vermutet mit den ökonomischen Rahmenbedingungen verzahnt sind.

Mittels einer Mikrosimulation beleuchtet auf Seite 3 ein Beitrag des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung einen bisher kaum beachteten Aspekt der HIV/AIDS-Epidemie in Schwarzafrika: Das klassische Familien-Netzwerk, auf das in Krisenzeiten zurückgegriffen werden konnte, wird immer weitmaschiger. So wird in den nächsten 10 bis 20 Jahren der Anteil an Kindern, die ohne Eltern und auch ohne Großeltern aufwachsen, stark ansteigen.

Mit der Fertilität von türkischen Migrantinnen in Deutschland und anderen europäischen Ländern beschäftigt sich ein Beitrag des Rostocker Zentrums auf Seite 4. Er zeigt, dass sich die Unterschiede in der Fertilität zwischen Deutschland und Frankreich in der Allgemeinbevölkerung auch bei den türkischen Migrantinnen der zweiten Generation widerspiegeln.

Noch ein Hinweis in eigener Sache: Nach fünf Jahren hat Gabriele Doblhammer die Aufgabe des verantwortlichen Redakteurs an mich übergeben; sie fungiert aber weiterhin als Mit-Herausgeberin. Neu im Team ist Tomma Schröder, die für die vorliegenden Ausgabe erstmalig die Redaktionsleitung übernommen hat. Die wissenschaftliche Beratung, die technische Leitung und das Layout bleiben weiterhin in den erfahrenen Händen von Nadja Milewski, Silvia Leek beziehungsweise Michael Schultz.

Roland Rau

Geburtenrate

Weißt du, wieviel Kinder kommen?

Alternative Berechnungsmethode prognostiziert höhere Geburtenraten für Deutschland

Die Geburtenrate in Ost- und Westdeutschland liegt mit 1,4 Kindern pro Frau weit unter dem Bestandserhaltungsniveau. Doch der niedrige Wert ist auch auf eine statistische Besonderheit zurückzuführen – den so genannten „Tempoeffekt“: Viele Frauen schieben das Kinderkriegen in ein immer höheres Alter auf. Erstmals haben Demografen diesen Tempoeffekt für Deutschland nun berücksichtigt und dadurch höhere Geburtenraten ermittelt.

Nicht 1,4, sondern 1,6 Kinder pro Frau werden demnach in Deutschland geboren. Das ergaben zwei unabhängige Studien vom Rostocker Max-Planck-Institut für demografische Forschung sowie dem Vienna Institute of Demography und dem Statistischen Bundesamt in Wiesbaden. Damit ist die konventionelle zusammengefasste Geburtenziffer, die als zentraler Kennwert vom Statistischen Bundesamt veröffentlicht wird, zwar keineswegs falsch. Mit Hilfe der vom Tempoeffekt bereinigten Angaben lässt sich jedoch ein genaueres Bild der Fertilität gewinnen, das auch bessere Vergleiche zu anderen Ländern ermöglicht.

Entstehen kann eine solche Differenz zwischen tempobereinigter (TFR*) und

konventioneller zusammengefasster (TFR) Geburtenziffer immer dann, wenn sich das Alter ändert, in dem Frauen ihre Kinder bekommen. Denn demografische Maße wie die zusammengefasste Geburtenziffer basieren auf der Annahme, dass die gegenwärtigen demografischen Verhältnisse unverändert bleiben. Wenn Frauen aber später Kinder bekommen als vorherige Jahrgänge, dann entsteht eine Lücke, in der weniger Geburten verzeichnet werden. Sobald die Frauen die Geburten in einem höheren Alter nachholen, steigt auch die zusammengefasste Geburtenziffer wieder an. Je nachdem, was mit einem demografischen Maß ausgedrückt werden soll, können solche Veränderungen die gewünschte Information

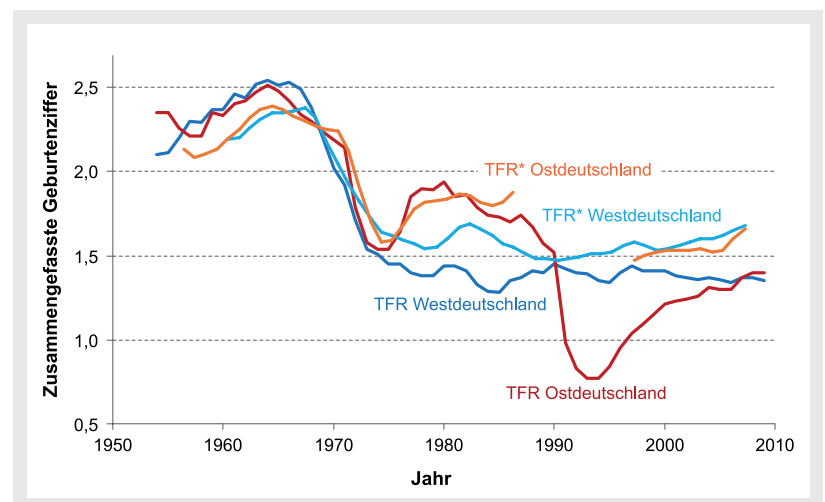


Abb. 1: Die Entwicklung der zusammengefassten (TFR) im Vergleich zur tempobereinigten (TFR*) Geburtenziffer in Ostdeutschland (1956-1986 und 1997-2007) und Westdeutschland (1960-2007). Werte für die TFR* wurden als Dreijahresdurchschnitt der einzelnen Jahreswerte ermittelt. Quelle: Luy/Pöttsch 2010. →

→ **Tab. 1:** Sozioökonomische Indikatoren für West- und Ostdeutschland. Quelle: Goldstein/Kreyenfeld 2011.

	Westdeutschland			Ostdeutschland		
	~1990	~2000	~2008	~1990	~2000	~2008
Ökonomische Indikatoren						
Arbeitslosenquote (%)	6,2	8,4	7,8	10,2	18,5	14,5
Durchschnittliches Arbeitnehmerentgelt (in Euro)	26.700	32.400	35.200	15.200	26.400	29.300
Haushalte mit Wohneigentum (%)	40	44	44	26	32	32
Ökonomische Einschätzungen						
Finanzielle Sorgen (%)	12	13	17	30	22	26
Angst um den Arbeitsplatz (%)	12	9	10	39	20	19
Religion						
Konfessionslos (%)	12	13	16	66	71	74
Kinderbetreuung und Beschäftigung der Mütter						
Mütter in Vollzeitarbeit (%)	23	20	19	74	58	50
Kinder (0-3 Jahre) mit Krippenplatz (%)	2	3	12	56	37	41

verzerrten. Mit Hilfe der Tempobereinigung wird daher versucht, das steigende Gebälter bei der Berechnung der Raten zu berücksichtigen.

Genau das haben die Wissenschaftler aus Deutschland und Österreich nun getan: Während die zusammengefasste Geburtenziffer (TFR) im Westen seit Jahren sinkt oder stagniert, steigen die tempobereinigten Zahlen (TFR*) sowohl für Ostdeutschland als auch für Westdeutschland. Da für diese Schätzung detaillierte Angaben nötig sind, die in Deutschland bis 2009 von der amtlichen Statistik nicht erfasst wurden, konnten die tempobereinigten Geburtenziffern für Deutschland im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Staaten bisher nicht berechnet werden. Doch den Demografen in Rostock, Wien und Wiesbaden gelang es, die notwendigen Daten unter anderem aus den Erhebungen von Entbindungsstationen zu schätzen.

Marc Luy vom Vienna Institute of Demography und Olga Pötzsch vom Statistischen Bundesamt konnten in ihrer Studie so Zeitreihen für die tempobereinigte Geburtenziffer von 1960 bis 2007 in Westdeutschland und 1956 bis 1986 sowie 1997 bis 2007 in Ostdeutschland ableiten. Besonders interessant ist

für die Demografen dabei der dramatische Rückgang der Geburtenzahlen nach der Wiedervereinigung, der in der ersten Hälfte der 90er Jahre in Ostdeutschland zu einem Rekordtief von 0,8 Kindern pro Frau führte. Hätte die DDR zu dieser Zeit noch als eigenständiges Land existiert, es wäre die niedrigste je verzeichnete Geburtenziffer gewesen. Wie dieser Rückgang zu interpretieren ist, wie lang er anhält und welche Ursachen er hat, wurde vielfach diskutiert. Obwohl in den Jahren um die Wiedervereinigung wichtige Daten für die Berechnung der tempobereinigten Geburtenziffer fehlen, lässt sich mit dem neuen Zahlenmaterial für die späten 90er Jahre feststellen: ein Großteil dieses extremen Rückgangs erklärt sich durch den Tempoeffekt, also den starken Anstieg des Gebälters ostdeutscher Mütter nach der Wende. Viele Frauen schoben die Familienbildung damals aufgrund der sozialen und ökonomischen Unwägbarkeiten auf. So kam es, dass die zusammengefasste Geburtenziffer 1997 noch bei 1,04 Kindern pro Frau lag, während die tempobereinigte Zahl in diesem Jahr bereits wieder 1,47 Kinder prognostizierte.

Dass es sich bei dem Einbruch der Geburtenraten in Ostdeutschland nur um eine vorübergehende Reaktion

auf die drastischen Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen handelte, zeigt sich mittlerweile auch bei der zusammengefassten Geburtenziffer: Während sie im Westen seit den 90er Jahren weitestgehend stagniert oder sinkt, hat der Osten einen stetigen Anstieg zu verzeichnen und überholte Westdeutschland jüngst sogar (Osten 2009: 1,4; Westen 2009: 1,35).

Damit sind viele frühere Vermutungen zur Fertilitätsentwicklung in Ostdeutschland hinfällig. Dass sich in den Geburtenraten die ökonomischen Bedingungen widerspiegeln war zum Beispiel eine oft geäußerte Annahme. Es zeigte sich jedoch, dass die Fertilität seit Mitte der 90er Jahre beständig anstieg, während die wirtschaftliche Entwicklung stagnierte. Noch im Jahr 2008, als die Geburtenziffer in Ostdeutschland schon über der Westdeutschlands lag, war die Arbeitslosenquote im Osten deutlich höher (Ost: 14,5%, West: 7,8%), das Durchschnittseinkommen deutlich niedriger (Ost: 29.300 Euro; West: 35.200 Euro). Deshalb sehen Michaela Kreyenfeld und Joshua Goldstein vom Rostocker Max-Planck-Institut für demografische Forschung in den nahezu identischen Fertilitätsraten der beiden Landesteile auch kein Zeichen für eine soziale Vereinheitlichung. Sie zeigen vielmehr, dass die Trennung Ost- und Westdeutschlands in den soziokulturellen und ökonomischen Unterschieden noch bis in die Gegenwart nachwirkt (s. Tab. 1). Während etwa die Hälfte der Mütter mit Kindern unter 18 Jahren in Ostdeutschland Vollzeit arbeitet, sind es im Westen gerade einmal 19 Prozent. Auch der Anteil der unter Dreijährigen, die in einer Krippe sind, ist im Osten mit 41 Prozent mehr als dreimal so hoch wie in Westdeutschland (12 Prozent).

Wie sich der Ausbau der Krippenplätze in Westdeutschland zukünftig auf die Geburtenrate auswirken wird, ist noch unklar. Doch eine kleine Trendwende ist bereits in Sicht: Für Frauen, die zwischen 1955 und 1975 geboren wurden, haben Goldstein und Kreyenfeld die durchschnittliche Kinderzahl für die einzelnen Geburtenjahrgänge ermittelt. Dabei kann für die Frauen, die bis 1961 geboren wurden und die Familienbildung weitestgehend abgeschlossen haben, bereits von einer tatsächlichen endgültigen Kinderzahl gesprochen werden. Für die jüngeren Jahrgänge wurden die Zahlen vorausberechnet (s. Abb. 2). Auch wenn die Schätzungen gerade für die jüngsten Jahrgänge noch unsicher sind, scheint sich bei den Frauen, die 1970 und später geboren sind, ein Wendepunkt abzuzeichnen: Die endgültige Kinderzahl steigt wieder an.

Wissenschaftliche Ansprechpartner:
Michaela Kreyenfeld und Marc Luy

Literatur

Luy, M. und O. Pötzsch: Schätzung der tempobereinigten Geburtenziffer für West- und Ostdeutschland, 1955-2008. *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 35(2010)3: 569-604.

Goldstein, J.R. and M. Kreyenfeld: Has East Germany overtaken West Germany? Recent trends in order-specific fertility. *Population and Development Review* 37(2011)3: 453-472.

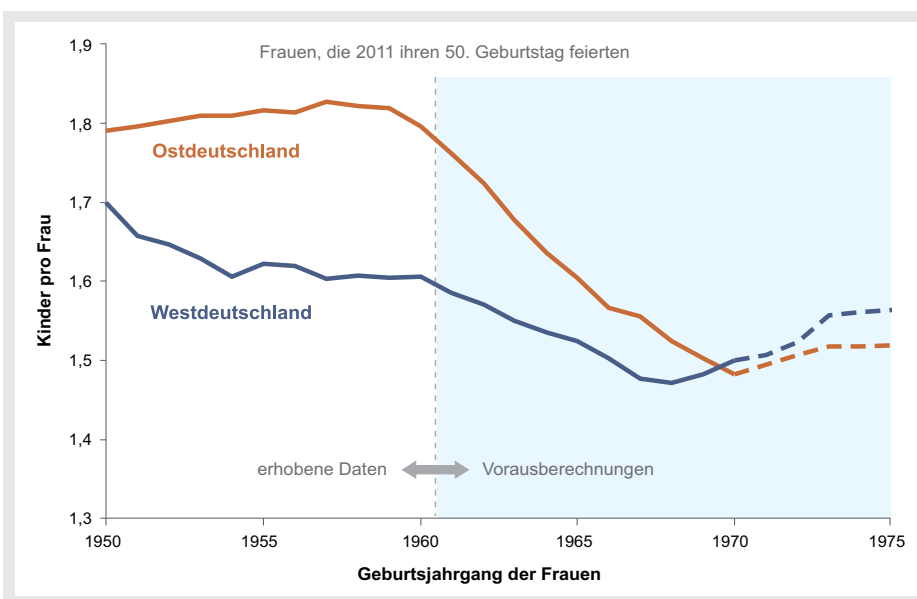


Abb. 2: Die endgültige Kinderzahl für die Jahrgänge 1950-61 (erhobene Daten) und 1962-1975 (Prognose). Quelle: Human Fertility Database, Goldstein/Kreyenfeld 2011.

Bevölkerungsentwicklung

Immer mehr Kinder wachsen ohne Eltern und Großeltern auf

Aids-Waisen in Zimbabwe leiden unter Auflösung des traditionellen Familien-Netzwerks

Die Zahl der HIV-Infektionen in Zimbabwe ist seit längerem rückläufig. Doch die Situation der Kinder, die einen oder beide Elternteile durch die Aids-Epidemie verloren haben, könnte sich in den kommenden Jahren noch verschlechtern. Das zeigt eine Simulation, mit der die Bevölkerungsentwicklung des afrikanischen Landes von 1980 bis 2050 modelliert wurde.

Den Begriff der „Waise“ gab es in Zimbabwe lange Zeit nicht. Hatte ein Kind beide Elternteile verloren, ging es in die Obhut von Verwandten über. Doch mit der Aids-Epidemie, die Anfang der 1980er begann und einen der schlimmsten Verläufe weltweit nahm, hat sich das geändert. Schätzungen besagen, dass im Jahr 2006 elf Prozent der unter 18-Jährigen beide Elternteile verloren hatten. Gleichzeitig gibt es immer weniger Verwandte, die diese Kinder aufnehmen könnten, so dass sie tatsächlich zu „Waisen“ werden. Emilio Zagheni vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung hat nun in einer Studie untersucht, inwieweit Halb- und Vollwaisen noch auf das verwandtschaftliche Netzwerk zurückgreifen können, das in Zimbabwe traditionell in Krisensituationen bereit stand.

Dafür hat der Demograf die Entwicklung einer für Zimbabwe repräsentativen Bevölkerung in den Jahren 1980 bis 2050 modelliert – mit Hilfe einer Mikrosimulation: 50000 Individuen waren darin einer bestimmten Wahrscheinlichkeit ausgesetzt, zu heiraten, zu sterben oder ein Kind zu bekommen. Gleichzeitig bekamen sie das Merkmal „HIV-positiv“ beziehungsweise „HIV-negativ“ zugewiesen, das wiederum die Wahrscheinlichkeit, zu sterben, erhöhte oder verringerte und auch Auswirkungen auf die Lebensdauer des Ehepartners oder der Kinder hatte. Die Zahlen, die mit Hilfe dieser Simulation für die Vergangenheit und Gegenwart errechnet wurden, stimmen weitgehend mit den demografischen Schätzungen internationaler Organisationen überein. Zudem liefert die Simulation im Gegensatz zu den Standardtechniken zusätzliche Informationen über die Struktur des Familiennetzwerkes.

Und die Zahlen, die sie für die Zukunft prognostiziert, zeigen ein bisher wenig beachtetes Problem auf (s. Abb. 1): Zwar werden im Jahr 2020, so rechnete Zagheni aus, vermutlich nur noch sechs Prozent der unter 18-Jährigen Vollwaisen sein. Deren Schicksal aber könnte ungleich härter sein als das heutiger Waisen: Denn die Lücke, die die Aids-Epidemie in die demografische Struktur des Landes gerissen hat, betrifft dann nicht nur die Eltern-, sondern auch die Großeltern-Generation. So wird in den Jahren 2020 bis 2030 der Simulation zufolge bereits jede dritte Vollwaise (35 Prozent) nicht nur ohne Vater und Mutter, sondern auch ohne Großeltern auskommen müssen.

Da der Tradition gemäß aber auch andere Verwandte wie Onkel und Tanten für die Waisen sorgen und aufkommen, hat Emilio Zagheni einen Index für die so genannten Verwandtschaftsressourcen berechnet. Dabei

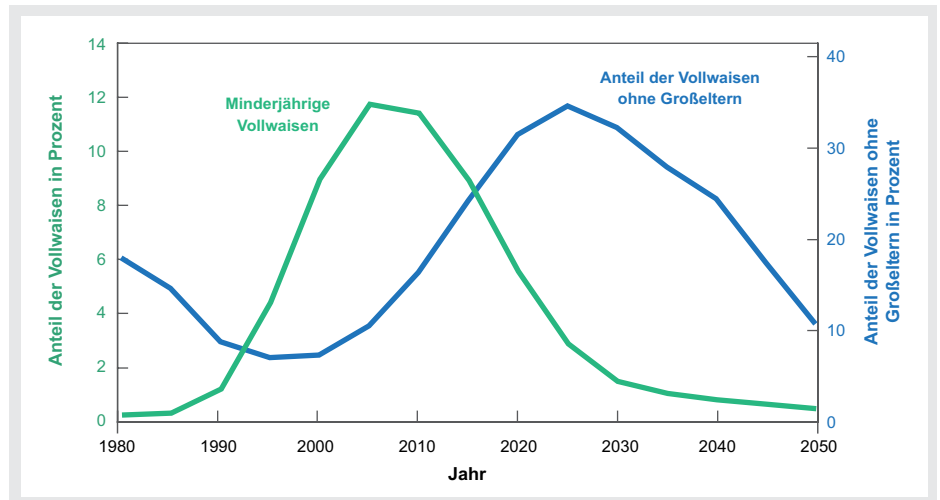


Abb. 1: Anteil der Minderjährigen, die Vollwaisen sind (linke Achse), und Anteil dieser Vollwaisen, die ohne Großeltern leben (rechte Achse), Zimbabwe 1980-2050. Quelle: eigene Berechnung.

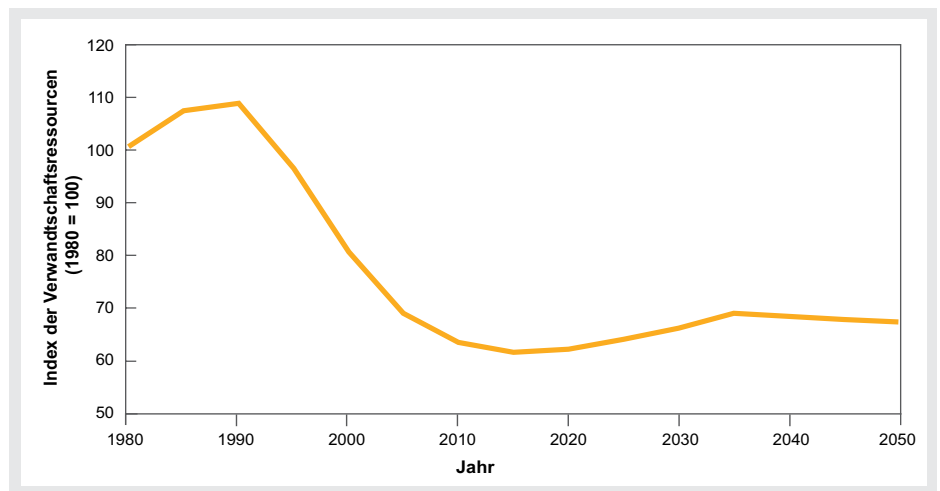


Abb. 2: Der Index bildet die voraussichtlichen Ressourcen an Verwandten ab, auf die Kinder unter zehn Jahren zurückgreifen können, Zimbabwe 1980-2050. Quelle: eigene Berechnung.

wird jedes Familienmitglied seinem biologischen Verwandtschaftsgrad entsprechend gewichtet. Denn je enger die Verwandtschaft zwischen Kind und Pflegefamilie ist, desto besser ist es um die gesundheitliche Versorgung, die Bildung und die wirtschaftliche Situation des Kindes bestellt. Gemessen am Ausgangspunkt der Untersuchung vor Ausbruch der Aids-Epidemie (1980=100) geht dieser Index bis 2015 um über 40 Punkte zurück. Das System des Familiennetzwerkes, das bisher dafür sorgte, dass Kinder nicht nur durch die Eltern, sondern auch durch nahe Verwandte versorgt und aufgezogen werden konnten, steht durch die Dezimierung der Familien also stark unter Druck. Dass mittlerweile einige Haushalte von älteren Geschwistern geführt werden, gilt als erstes Anzeichen für den Zusammenbruch des traditionellen Netzwerkes.

Vor diesem Hintergrund wäre es wünschenswert, den hier vorgestellten Index über die Verfügbarkeit

von Verwandten auch in die Statistik internationaler Behörden aufzunehmen und in der Entwicklungshilfe zu berücksichtigen. Dabei könnten die Ergebnisse in ähnlicher Form auch auf andere afrikanische Länder südlich der Sahara übertragen werden, die ebenfalls mit den Folgen der Aids-Epidemie zu kämpfen haben.

Wissenschaftlicher Ansprechpartner:
Emilio Zagheni

Literatur

Zagheni, E.: The impact of the HIV/AIDS epidemic on kinship resources for orphans in Zimbabwe. Population and Development Review 37(2011)4: 761-783.

Integration

In Deutschland bekommen türkische Zuwanderinnen später und seltener Kinder

Einwanderungsland beeinflusst das Geburtenverhalten von Migrantinnen der zweiten Generation

Ob ihre Väter einst nach Frankreich oder nach Deutschland ausgewandert sind, ist für das Geburtenverhalten von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund nicht unbedeutend. Ihre Chance für ein erstes Kind ist in Frankreich deutlich höher als in Deutschland, zeigt eine neue Studie der Universität Rostock.

Mit vier Millionen Menschen bilden türkische Zuwanderer in Europa die größte Gruppe. Dass sie im Durchschnitt relativ viele Kinder bekommen und in jungem Alter mit der Familiengründung beginnen, ist bekannt. Und so haben sich bisherige Studien zur Fertilität zumeist mit den Unterschieden zwischen den türkischen Migranten und anderen Nationalitäten in einem einzelnen Einwanderungsland beschäftigt. In einer neuen Studie des Rostocker Zentrums geht es nun darum, nach Gemeinsamkeiten zwischen den Einwanderern in verschiedenen Ländern zu forschen. Nadja Milewski hat dafür das Geburtenverhalten türkischer Einwanderer, die bereits in der zweiten Generation in Europa leben, untersucht: Passen sie sich den Bedingungen in den jeweiligen Ländern an, oder halten sie an den türkischen Traditionen fest? Und sind die Unterschiede zur einheimischen Bevölkerung durch soziodemografische Faktoren wie Bildung und Familienstand zu erklären?

Für ihre Untersuchung konnte die Demografin der Universität Rostock auf eine Umfrage unter türkischen Einwanderern der zweiten Generation zurückgreifen (The Integration of the European Second Generation; TIES 2006-2008). Sie wurde unter anderem in Frankreich, den Niederlanden, der

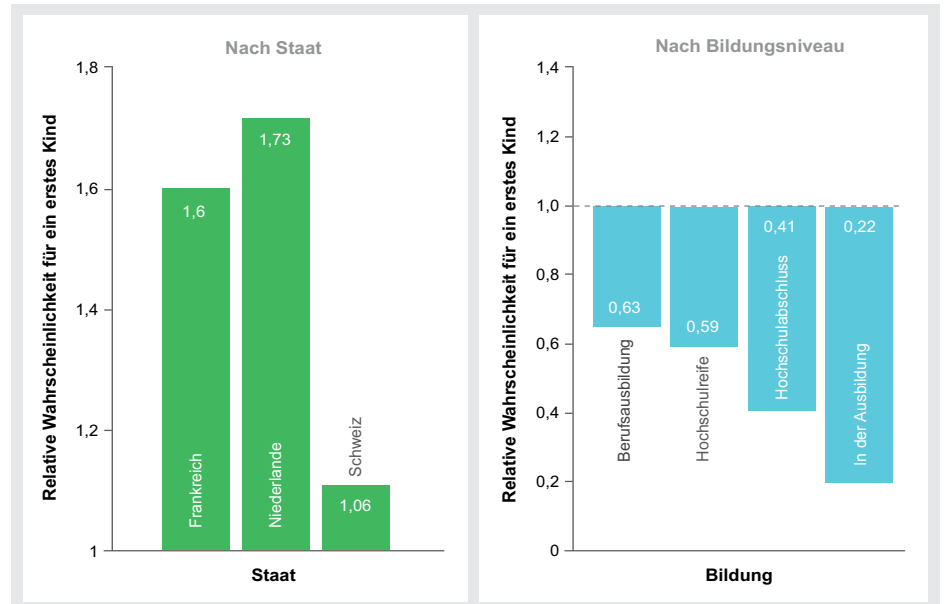


Abb. 1: Relative Wahrscheinlichkeit (Odds ratio) für ein erstes Kind bei türkischen Migrantinnen in verschiedenen Staaten (links) und mit verschiedenen Bildungsabschlüssen (rechts). Die Werte für Deutschland und den Haupt-/Realschulabschluss sind mit dem Wert 1 standardisiert. Werte unter 1 bedeuten eine entsprechend geringere, Werte über 1 eine höhere Wahrscheinlichkeit. Quelle: TIES 2006-2008, eigene Berechnung.

Schweiz und Deutschland durchgeführt – und damit in Ländern mit sehr unterschiedlichen Integrationspolitiken und Geburtenmustern. Da die Migrantinnen der zweiten Generation ihre Familienbildung zumeist noch nicht abgeschlossen haben, gingen zwar nur die Geburten der ersten Kinder in die Untersuchung ein. Doch schon hier zeigten sich erstaunliche Übereinstimmungen mit dem Einwanderungsland: Die Erstgeburtenrate für türkische Migrantinnen in den Niederlanden und Frankreich etwa ist erheblich höher als in der Schweiz oder in Deutschland. Damit haben sich die Frauen vermutlich an die Bedingungen des jeweiligen westeuropäischen Landes angepasst, denn die Geburtenraten in Deutschland und in der Schweiz waren zum Zeitpunkt der Befragung mit 1,3 Kindern pro Frau wesentlich niedriger als in den anderen beiden Ländern, die fast 2 Kinder pro Frau verzeichneten.

Entscheidend für das Geburtenverhalten der Zuwanderer ist aber nicht nur das Einwanderungsland, sondern auch soziodemografische Faktoren. So haben etwa Migrantinnen mit beruflicher Ausbildung, Hochschulreife oder Hochschulabschluss wesentlich niedrigere Erstgeburtenraten. Um auszuschließen, dass solche Unterschiede zum Beispiel durch einen höheren Anteil von Akademikerinnen die Ergebnisse verzerren, wurden die Daten der einzelnen Länder hierzu ebenfalls berücksichtigt. Doch selbst wenn verschiedenste Faktoren wie Bildung, Ehestand, Zugehörigkeit zu einer Religion und Geburtsjahrgang in die Berechnung der Erstgeburtenraten einfließen, blieb der Unterschied zwischen zugewanderten Frauen in Frankreich und den Niederlanden

auf der einen sowie Deutschland und Schweiz auf der anderen Seite erhalten.

Das heißt jedoch nicht, dass die Migrantinnen in der zweiten Generation sich vollkommen an das jeweilige Einwanderungsland angepasst hätten. Vielmehr gehen Anpassung und Tradition bei der Familienbildung der Migranten Hand in Hand. Ihr Durchschnittsalter bei der ersten Geburt ist zwar höher als das in der Türkei lebender Frauen. Noch immer aber bekommen sie früher Nachwuchs als westeuropäische Frauen. Zudem bringen die zugewanderten Frauen ihr erstes Kind fast immer in einer Ehe zur Welt. Während außereheliche Kinder in den westeuropäischen Einwanderungsländern nichts Ungewöhnliches mehr sind, ist die Wahrscheinlichkeit, ein erstes Kind zu bekommen, für verheiratete Migrantinnen elf Mal so hoch wie für unverheiratete. Dass sich dieser Einfluss der türkischen Traditionen bei der Familienbildung hält, mag auch an der Partnerwahl liegen. Denn diese sind oft in der Türkei aufgewachsen oder selbst Einwanderer der zweiten Generation.

*Wissenschaftliche Ansprechpartnerin:
Nadja Milewski*

Literatur

Milewski, N.: Transition to a first birth among Turkish second-generation migrants in Western Europe. *Advances in Life Course Research* 16(2011)4: 178-189.

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock, in Kooperation mit Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography/Austrian Academy of Sciences, und Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels
ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Tomma Schröder

Wissenschaftliche Beratung: Nadja Milewski, Roland Rau

Technische Leitung: Silvia Leek

Layout: Michael Schultz

Druck: Stadtdruckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsjahr: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.